

Dauer im Wechsel

Dauer im Wechsel - dies ist der Titel eines berühmten Goethe-Gedichts. Der alte Dichter beschreibt die ruhelose Veränderung der objektiven Erscheinungen und erinnert an Heraklits Weisheit, daß man nicht zweimal im selben Fluß baden kann. Er zeigt, wie sich auch der subjektive Blick stetig ändert; selbst „felsenfeste“ Dinge sieht man „stets mit andern Augen an“. Und er beschwört die Möglichkeit, mit der verstehenden Einsicht schneller zu sein als der Wandel der Gegenstände, Anfang und Ende zusammenzuziehen und so die unvergängliche Dauer der Formen festzuhalten.

Dauer im Wechsel - das ist, diesseits solcher philosophischen Höhenflüge, ein latentes Leitmotiv der Volkskunde. Zu den definierenden Merkmalen ihres Gegenstandsbereichs gehört das Stichwort *Tradition*; lange Zeit bemühte sich das Fach nur um diejenigen kulturellen Erscheinungen, die schon seit Generationen überliefert sind. Da einschneidende Veränderungen in immer mehr kulturellen Feldern wirksam werden, wurde das Stoffgebiet des Faches immer schmaler', und immer mehr Gegenstände bekamen den Charakter des *Relikts*. Das Relikt repräsentiert, *Dauer im Wechsel*' in einem sehr eingeschränkten Sinn: es ist Überbleibsel einer mehr oder weniger fernen Vergangenheit inmitten einer weithin durch rapiden Wandel charakterisierten Landschaft.

Das Fach ließ sich freilich nicht auf Reliktforschung einschränken. Schon die Frage nach der Funktion von Relikten drängte über deren engeren Bereich hinaus und lenkte den Blick auf den weiteren Umkreis der Kultur. Aber auch wo diese als Ganzes zum Gegenstand gemacht wurde, behielt das Problem der Dauer im Wechsel sein Gewicht. Der Wirbel der Veränderungen an der Oberfläche löste die Frage nach überdauernden Strukturen aus; die Verfestigung bestimmter neuer Erscheinungen zu relativer Dauer und damit die Begründung neuer Traditionen (mochten diese auch nicht gleich mit dem

Vgl. Hermann Bausinger: Kritik der Tradition. Anmerkungen zur Situation der Volkskunde. In: Zeitschrift für Volkskunde 65/1969, S. 232-250.

Jahrhundertmaß zu messen sein) erweckte besondere Aufmerksamkeit; und verständlicherweise konzentrierte sich das Interesse auf Gegenstände, die Dauer und Wechsel in unlöslicher Dialektik in sich vereinen.

Die *Jeans* gehören zu diesen Gegenständen. Selbst wenn man ihre amerikanische Vor-, Früh- und Hauptgeschichte beiseite läßt - auch hierzulande ist ihre Tradition bereits in Jahrzehnten auszudrücken. Erörterungen über die Herkunft und den Siegeszug der Jeans sind in den Zeitungsarchiven der sechziger Jahre ebenso zu finden wie im gegenwärtigen Feuilleton. Manche in die Jahre gekommenen Jeansträgerinnen und -träger hätscheln noch ihre ausgebleichenen ersten Stücke, renommierten mit fünfzehn- oder gar zwanzigjährigen Hosen. Und was wichtiger ist: in jeder neuen Generation setzt sich das Kleidungsstück durch. Jeans: das scheint eine besonders waschechte und reißfeste *Tradition* zu sein. Aber Jeans waren und sind auch *Mode*. Sie werden als solche in der Werbung propagiert, und auch in der allgemeinen Kommunikation hält sich die Vokabel *Jeansmode* - selbst bei denjenigen, die dieser Mode nun schon ‚ewig‘ anhängen. Was hat das kapriziöse Wort *Mode* hier verloren? Ist es der falsche Begriff? Oder ist *Mode* vielleicht etwas ganz anderes, als was man sich in der Eile darunter vorstellt?

Was ist Mode?

Die naiv-optimistische Sichtweise, nach der *Mode* eine Hilfsagentur der vielzitierten Konsumentenouveränität ist, braucht kaum ausführlicher diskutiert zu werden - sie ist nicht mehr sehr verbreitet. Verbreitet ist eher die gegenteilige Auffassung, nach der sich die Funktion der *Mode* darin erschöpft, daß sie die Vorbedingungen für den Absatz des im Übermaß Produzierten schafft, daß ihre Schöpfer und Agenten also darauf spekulieren, dem Menschen „ein neues Bedürfnis zu schaffen, um ihn zu einem neuen Opfer zu zwingen, um ihn in eine neue Abhängigkeit zu versetzen und ihn zu einer neuen Weise des Genusses und damit des ökonomischen Ruins zu verleiten“¹. Richtig ist an dieser Auffassung, daß sie den Primat der Produktion vertritt. Fragwürdig ist, daß sie den Bereich der Produktion absolut setzt und daß sie offenbar jegliche Veränderung von Bedürfnisstrukturen als Sündenfall begreift. Was der *Modeabhängigkeit* entgegengesetzt wird, ist denn auch entweder das Feld- oder Mausgrau einer geplanten Einheitstracht oder eine angeblich *modeunabhängige* Kleidung, die an den ‚wahren‘ Bedürfnissen ausgerichtet ist.

Praktisch beweisen solche Versuche nur, daß man zwar bestimmten *Moden* entkommen kann, nicht aber dem Phänomen *Mode* überhaupt. In einer

¹ Karl Marx: [Bedürfnis, Produktion und Arbeitsteilung.] In: MEW Ergänzungsband I, S. 546-562; hier S. 546f.

pädagogischen Studie zum Modeverhalten³ wird gegen die „zwanghafte Orientierung“ an der Mode der Maßstab der „subjektiven Bedürfnisse der betroffenen Jugendlichen nach Bequemlichkeit und ästhetischem und erotischem Genuß“ aufgerichtet⁴; die Kleidungsentwürfe, die in diesem Sinne in Schularbeiten vorgelegt werden⁵, erinnern geradezu peinlich direkt an die Enthüllungsmoden von Beate-Uhse- und anderen Sex-Katalogen. Dies ist nicht verwunderlich: jene subjektiven Bedürfnisse sind ja doch nicht ungeschichtlich und ungesellschaftlich, sondern sozial vermittelt; sie unterliegen temporären Gruppennormen, die man mit einem gewissen Recht auch als Mode bezeichnen kann.

Mit der Auffassung der Mode als Manipulationsinstrument ist im allgemeinen auch die Vorstellung von einem äußerst rasanten Wechsel der Moden verbunden. Schon um die Jahrhundertwende sprach Friedrich Theodor Vischer, einer der originellsten Modekritiker⁶, von der „Hast des Modewechsels“, die „von der Produktion noch mit doppelter Hetzpeitsche angetrieben“ werde⁷. Werner Sombart registrierte „das rasende Tempo des Modewechsels“, die Tendenz zu immer rascher aufeinander folgenden Änderungen⁸; und seitdem gehört dieser rasche Wechsel zu den Definitionsmerkmalen der neuen Mode. Mit Recht, insofern tatsächlich nicht nur die Zahl produzierter Gegenstände, sondern auch die Anzahl der Arten und Spielarten von Gegenständen stetig gewachsen ist. Zu unrecht aber insofern, als so leicht das Bild einer hektischen Bewegung ohne Ruhepunkte und Orientierungsmöglichkeiten entsteht - einer Bewegung, welche die Herausbildung von Moden gerade nicht erlauben würde.

Schon Sombart hielt fest, daß angesichts der von der Mode erzeugten „Wechselhaftigkeit“ häufig „die von ihr bewirkte Vereinheitlichung der Bedarfsgestaltung“ übersehen werde⁹. Tatsächlich machen sich die Menschen eine Mode ja nicht deshalb zu eigen, weil sie alsbald wieder verschwindet und dann einer neuen Mode Platz macht, sondern deshalb, weil sie für eine begrenzte Zeit in einem bestimmten sozialen Umkreis mehr oder weniger

³ Hans Giffhorn: Modeverhalten. Ästhetische Normen und politische Erziehung. Köln 1974.

⁴ Ebd. S. 127.

⁵ Ebd. Anhang Abb. 6-9. - Ein Beispiel für differenzierten unterrichtlichen Umgang mit Jeans gibt Gerhard Hohberger: Hauptsache sexy? In: Zeitschrift für Kunstpädagogik, Heft 3/1981, S.20-25.

⁶ Vgl. Hermann Bausinger: Tücken der Natürlichkeit. Friedrich Theodor Vischer als Modefeind. In: Schwäbische Heimat 20/1969, S.301-305.

⁷ Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. 3. Bd. München 1922, S.395.

⁸ Wirtschaft und Mode. Ein Beitrag zur Theorie der modernen Bedarfsgestaltung (= Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens XII.). Wiesbaden 1902, S. 13.

⁹ Ebd. S. 11.

verbindlich und damit auch einheitlich ist. Dieser normative Charakter kann zwar - mit Hilfe der Werbung und auch aufgrund der wirksamen Sichtbarkeit der Modeerscheinungen - relativ schnell erzeugt werden, aber doch nicht in einem Punkt und in einem Moment. Er setzt vielmehr eine gewisse Dauer der Geltung voraus¹⁰.

Das Zusammenspiel von Dauer und Wechsel

Wie wirken Dauer und Wechsel zusammen? Zunächst könnte man fragen, ob es sich nicht lediglich um einen Unterschied in der Wahrnehmung des an sich Gleichen handelt, vor allem um eine Funktion der Entfernung. Im Blick auf räumliche Entfernungen hat Willy Hellpach die „Typenschauregel“ aufgestellt¹¹; danach sind wir umso eher in der Lage, Lebewesen in Typengruppen zu erfahren, je weiter sie uns entfernt sind, während sie uns in der Nähe als Individuen begegnen. Diese Regel gilt sicherlich auch für zeitliche Distanzen. Es fällt auf, daß die Kostümhistoriker für vergangene Epochen oft eine Jahrzehnte und gar Jahrhunderte überdauernde Einheitlichkeit der jeweiligen „Mode“ herausstellen; in dieser säkularen Perspektive kommt der Begriff der Mode dem des Stils ziemlich nahe. Und immerhin haben kluge Kulturhistoriker auch Erscheinungen der Gegenwart in diesen weiteren Horizont gerückt, in dem nicht mehr die Verschiedenheit, sondern die Uniformität im Vordergrund steht. So weist Ernst Jünger einmal darauf hin, daß sich „der bürgerliche Anzug ... hundertundfünfzig Jahre hindurch ziemlich gleichförmig erhalten hat“¹², und die Journalistin Barbara Klie stellte ähnliche Vereinheitlichungstendenzen für die den guten Anzug ablösende Kleidung fest: „Spätere Kulturhistoriker werden vielleicht sagen, daß die europäische Kleidung nach dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts sich wieder in eine ‚Tracht‘ zurückverwandelt habe, in die Livree des volltätig beschäftigten Arbeitswesens“, das vor allem auf praktische und bequeme Kleidung angewiesen ist¹³.

Aber es wäre doch verkürzt, wollte man die größere Bedeutung des Wechsels lediglich als eine Art kollektiver optischer Täuschung charakterisieren. Tat-

¹⁰ Auch Rene König betont, „daß sich die Mode nicht in einem ziel- und hemmungslosen Wandel erschöpft, sondern Wandel und Beharrung vereint“. (Macht und Reiz der Mode. Verständnissvolle Betrachtungen eines Soziologen. Düsseldorf, Wien 1971, S. 46).

¹¹ Deutsche Physiognomik. Grundlegung einer Naturgeschichte der Nationalgesichter. Berlin 1942, S.2-4.

¹² Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt. Hamburg 1932, S. 117f. - Ernst Jünger sieht in der Bedeutung des Anzugs „die formlose Reminiszenz an alte Standestrachten“, die aber allmählich „absurd zu werden“ beginnt.

¹³ Mode - Gesetz und Wahn. In: Christ und Welt, XI. Jahrgang Nr. 15 vom 10. April 1958, S. 11.

sächlich ist Mode, wie wir sie heute verstehen, ein Erzeugnis kapitalistischer Warenproduktion, und die Beobachtungen Vischers und Sombarts zur Steigerung des Tempos in der Veränderung des Bedarfs sind nicht aus der Luft gegriffen. Aber gerade diese Temposteigerung wäre nicht möglich gewesen ohne die Dialektik von Dauer und Wechsel.

Karl Marx sprach von den „dem System der großen Industrie unangemeßnen Flatterlaunen der Mode“¹⁴, da durch sie die Planung erschwert wird und erhebliche Schwankungen im Arbeitsjahr und Arbeitstag in Kauf genommen werden müssen. Inzwischen sind raffinierte Methoden der Markterkundung und der Konsumentenbeeinflussung entwickelt worden, mit deren Hilfe die von Marx monierten Schwankungen vermindert werden können. Ganz überholt ist die Bewertung von damals aber keineswegs. Ökonomische Studien heben auch jetzt noch die Unberechenbarkeit hervor, die durch die nicht völlig kontrollierbaren ‚Launen‘ der Mode entstehen kann. Die „künstliche Veralterung durch den Verbraucher“, also der im Gegensatz zur materiellen Abnutzung nicht klar vorhersagbare immaterielle Verschleiß, sei „dem Hersteller und Verkäufer alles andere als angenehm“¹⁵.

Wo solche Feststellungen verabsolutiert werden, handelt es sich wohl um eine Ausdrucksform der Lammelpzmode, die seit langem von Wölfen bevorzugt wird: „If manufacturers always lost, they would oppose fashion changes“, schreibt Paul M. Gregory - die eigentlichen Verlierer bei der Mode seien die Konsumenten¹⁶. Aber auch er räumt ein, daß mit der Mode ein Risiko für den Hersteller verbunden ist: der rasche Wechsel fordert die Bereitschaft und die Fähigkeit zur schnellen Umstellung, die bei der Schwerfälligkeit des Produktionsapparats und der Komplexität des Distributionsnetzes nicht leicht zu bewerkstelligen ist. Will der Hersteller dieses Risiko vermindern, so muß er versuchen, Dauer und Wechsel bei den produzierten Gegenständen in ein möglichst kontrollierbares Gleichgewicht zu bringen.

Dies kann geschehen über die zeitliche Orientierung: die Dauer einer Mode wird nicht einfach dem Zufall und dem freien Kräftespiel sozialer und ästhetischer Wertungen überlassen, sondern programmiert. Die Geltungsdauer wird von vornherein festgelegt, und die Instanzen der Werbung und der Modekommunikation bieten einige Gewähr dafür, daß die Mode eines Jahres oder einer Saison tatsächlich die Mode dieses Jahres oder dieser Saison wird und bleibt.

¹⁴ Das Kapital I (= MEW Bd. 23), S. 503.

¹⁵ Georg Bergler: Das Risiko der künstlichen Veralterung in der modernen Absatzwirtschaft. In: Jahrbuch für Absatz- und Verbrauchsforschung 8/1962, S. 1-31; hier S.19.

¹⁶ An Economic Interpretation of Women's Fashions. In: The Southern Economic Journal 14/1947, S. 148-162; hier S.150. Vgl. S.153: „In the absence of frequent fashion changes, all people would wear the same clothes longer, and more people than today would feel appropriately dressed.“

Vor allem aber bedeutet es eine spürbare Risikominderung, wenn die Hersteller von einer alle oberflächlichen modischen Veränderungen überdauernden Grundform ihrer Produkte ausgehen können. Dora Lühr hat dies am Beispiel von Matrosenanzug und Matrosenkleid gezeigt¹⁷. Hier ist das Zusammenspiel von dauernder Grundform und wechselnden Stilisierungen besonders offenkundig, weil einerseits die Gattung fest umgrenzt und einheitlich benannt ist und weil andererseits offenkundige Variationen die Mode immer wieder erneuern und frischhalten. Aber in unauffälliger Form gibt es dieses Ineinander von verlässlich-bleibender Basis und spielerischer Veränderung bei sehr vielen Kleidungsstücken. Friedrich Theodor Vischer operierte mit dem Begriff des „Typus“ - so bezeichnete er, mit den Kostümhistorikern, die haltbareren, länger gültigen und länger dauernden Formen der Kleidung, innerhalb deren sich dann erst die Unsinnigkeiten und Launen der Mode abspielen“; allerdings suchte er in seinen späteren Streitschriften den Typus vor den Tollheiten der Mode zu bewahren, weil er überzeugt war, daß „die Kindersucht des Neuen“ jede bessere Form zerstören müsse¹.

Es liegt auf der Hand, daß das Zusammenspiel von Dauer und Wechsel auch für *Jeans* in Anspruch genommen werden darf. Die Grundform - dazu gehört in diesem Fall im allgemeinen auch die Materials substanz - ist vorgegeben; aber es gibt Variationen, sowohl hinsichtlich des Schnitts wie hinsichtlich bestimmter Zusätze und Schmuckformen. Der Typus *Jeans* ist beständig, ist Tradition. Aber er unterliegt „Oszillationsprozessen“²⁰, und die so entstehenden Variationen legen es nahe, von Mode zu sprechen.

Sozial-kulturelle Funktionen des Zusammenspiels

Das Zusammenspiel von Dauer und Wechsel ist nicht nur eine List der ökonomischen Vernunft. Es kommt dem Interesse der Produzenten entgegen; aber es wäre gewiß weniger wirksam, wenn es nicht auch nachhaltigen Interessen auf der Konsumentenseite begegnete. Wenigstens auf drei Feldern lassen sich sozial-kulturelle Funktionen jenes Zusammenspiels ausmachen: es paßt zu bestimmten Vorbedingungen der ästhetischen Wertung; es kommt praktischen Bedürfnissen entgegen; und, last not least, es schafft die Voraus-

¹⁷ Matrosenanzug und Matrosenkleid. Entwicklungsgeschichte einer Kindermode von 1770-1920. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 5/1960-61, S. 19-42; vgl. vor allem S. 41.

¹⁸ Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode (Aus dem Morgenblatt 1859, Nr. 5 und 6). Kritische Gänge. N.F. 3. Heft. Stuttgart 1861, S.93-133; vgl. S. 122 passim.

¹⁹ Mode und Cynismus. Beiträge zur Kenntniß unserer Culturformen und Sittenbegriffe. 2. Abdruck Stuttgart 1879, vgl. S. 19, 37, passim.

- - ²⁰ Vgl. Helge Gerndt: Kleidung als Indikator kultureller Prozesse. Eine Problem-skizze. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 70/1974, S. 81-92; hier S. 88.

Setzungen dafür, daß die Mode gleichzeitig ausgrenzend und vereinheitlichend wirkt.

Roland Barthes betont in seiner Modetheorie²¹, daß die Zahl der „Vesteme“, der möglichen Strukturformen der Kleidung, begrenzt ist; Schnitt, Farbe, Muster und Material erlauben zwar sehr verschiedenartige Kombinationen, aber zwangsläufig taucht bei ihnen immer wieder Bekanntes auf. Schon aus diesem Grund gilt, daß Moden in der Regel nicht geboren, sondern wiederentdeckt werden²². Aber es handelt sich nicht allein um einen quasi-statistischen Zwang.

In den geläufigen Definitionen der Mode taucht häufig die Bestimmung auf, Mode sei ein Kampf oder Protest gegen die Konvention²³. Dies ist nicht falsch. Aber hinzuzufügen ist, daß dieser Protest die Konvention braucht und daß er sich in vielen Fällen dicht an sie anlehnt. Das Vorhandensein der Konvention erlaubt erst die „Invention“, die Veränderung im kleinen Rahmen²⁴.

Mode wurde verschiedentlich als eine Form von „Schein des Gebrauchswerts“²⁵ bezeichnet, also als eine Art ästhetischer Verpackung, die dem Gebrauchswert hinzugefügt wird. Dies ist, unter ökonomischen Aspekten, richtig. Aber die entscheidende Differenz gegenüber vielen anderen ‚Verpackungs‘-Arten sollte nicht übersehen werden: das an der Mode orientierte Auswählen enthält, als ein (auch-)ästhetischer Vorgang, ein Stück spielerischer Distanz und kreativer Möglichkeit - sie wird preisgegeben, wo dieser ästhetische Zusatz dem praktischen Gebrauchswert völlig geopfert wird²⁶. Das kreative Mehr bedarf aber offenbar der Stütze des Gewohnten, des bereits Akzeptierten.

Dies heißt nicht, daß praktische Gesichtspunkte nicht ihrerseits eine wichtige Rolle spielten. Während die exklusiven Standesmoden früherer Jahrhunderte sich oft durch Extravaganzen auszeichneten, die demonstrierten, daß

²¹ Systeme de la Mode. Paris 1967. Vgl. auch Ingrid Brenninkmeyer: The Sociology of Fashion. Paris, Köln, Opladen 1963, S.95ff.

²² „Fads are not born but rediscovered“ (Rolf Meyersohn, Elihu Katz: Notes on a Natural History of Fads. In: The American Journal of Sociology 62/1957, S.594-601; hier S.597).

²³ Vgl. z.B. die Auflistung der Literatur bei Elizabeth B. Hurlock: Motivation in Fashion. New York 1929, vor allem S. 11 und 26.

²⁴ Edmond Goblot: La Barriere et le Niveau. Étude sociologique sur le bourgeoisie francaise moderne. Paris 1967, S.47.

²⁵ Vgl. hierzu Wolfgang Fritz Haug: Kritik der Warenästhetik. Frankfurt a.M. 1971.

²⁶ Marlies Gerhardt fordert in diesem Sinne ihre Geschlechtsgenossinnen auf, zu der „putzsüchtigen Eva“ nicht so weit auf Distanz zu gehen, daß sie zu Graugänsen werden (Wohin geht Nora? Auf der Suche nach der verlorenen Frau. In: Kursbuch 47/1977, S. 77-90; hier S.78f.).

man in der betreffenden Kleidung vieles *nicht* machen konnte und durfte²⁷, sind neuere Moden ohne vielfältige Verwendbarkeit kaum mehr denkbar. Elizabeth B. Hurlock resümiert ihre empirische Untersuchung zu Mode-Motiven in der Feststellung, die Vernunft dürfe unter diesen Motiven nicht vergessen werden, und Modeschöpfer täten gut daran, dieses Motiv im Auge zu behalten²⁸. Tatsächlich wird diese Seite heute beachtet, und wo sich ein besonders praktisches Gebrauchsstück herausgebildet hat wie bei den Jeans, da bleibt es über lange Strecken gültig als Grundierung wechselnder Moden.

Freilich ist dabei zu beachten, daß auch Zweckmäßigkeit kein objektiver Maßstab ist, sondern subjektiven Einschätzungen unterliegt. Rene König spielt das „Utility-Prinzip“ herunter mit dem Hinweis, daß als besonders „zweckmäßig“ propagierte Kleidung sich im Rückblick oft als Gipfel des Unpraktischen erweise²⁹. Diese Argumentation bricht aus der historischen Relativität der Einschätzungen aus. Walter Hävernich registrierte aufgrund eigener Erinnerungen und von Befragungen, daß die langen schwarzen Strümpfe, die zur Winterausrüstung der Schüler gehörten, Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts zu kratzen anfangen - nicht etwa, weil sich das Material verändert hatte, sondern weil die Strümpfe allmählich aus der Mode kamen, weil man „nun schon die bloße Existenz der verhaßten Strümpfe als unangenehm“ empfand³⁰. Es wäre sicher eine Verkürzung, wenn man in der Behauptung der Schüler, die Strümpfe kratzten, lediglich einen Vorwand sähe. Die Strümpfe kratzten wirklich. „Illusion values“³¹, also nur-gedachte Werte (und entsprechend natürlich Un-Werte), gehen mit dem praktischen Gebrauchswert eine nur schwer lösliche Verbindung ein; über die Einstellung wird selbst die sinnliche Erfahrung moduliert.

Auch diese Feststellung berührt das Thema Jeans. Die Zweckmäßigkeit, die praktische Nutzungsmöglichkeit garantiert die Dauer dieses Kleidungsstücks - aber wohl nicht nur über die wirklichen Gebrauchsmöglichkeiten, sondern auch dadurch, daß die Vorstellung des Praktischen zu den Jeans gehört. Wenn im Verlauf der wechselnden Jeans-Moden Hosen entwickelt wurden, deren ‚Besteigung‘ dank der schmalen Hosenbeine täglich artistische Anstrengungen verlangt und die so eng anliegen, daß sie die Bewegungsfreiheit einschränken - es geht möglicherweise an den tatsächlichen Erfahrungen der Jugendlichen vorbei, wenn diese Kleidungsstücke als unpraktisch abgestempelt werden. Auch hier muß mit der Möglichkeit gerechnet werden,

²⁷ Vgl. z.B. I. Brenninkmeyer (wie Anm. 21), S. 126.

²⁸ E.B. Hurlock (wie Anm. 23), S.67.

²⁹ R. König (wie Anm. 10), S. 191.

³⁰ Kinderkleidung und Gruppeneigentlichkeit in volkskundlicher Sicht II. Kleidung und Kleidersitte höherer Schüler in Hamburg 1921 bis 1939. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 6/1962, S. 21-64; hier S.41.

³¹ E.B. Hurlock (wie Anm. 23), S.49f.

daß sich die zeichenhafte Bedeutung und die Körperbetonung verbünden und letztlich verbinden mit der Vorstellung des Praktischen. Vielleicht läßt sich objektiv feststellen, was gesund und was ungesund ist (obwohl ja auch hier Befindlichkeitsfragen eine Rolle spielen) - die Frage: praktisch oder unpraktisch? wird dagegen von den Betroffenen in einem Koordinatennetz abgehandelt, über das der distanzierte Betrachter nicht ohne weiteres verfügt.

Wenn von der zeichenhaften Bedeutung³² die Rede ist, so führt dies bereits in den dritten Funktionsbereich des Zusammenspiels von Dauer und Wechsel. Nach John C. Flügel versuchen die Menschen in und mit der Mode „at the same time to be like, and to be unlike“³³. ‚To be unlike‘: dies zielt auf das auszeichnende Moment, das der Mode eigen ist. Da sie nicht schlechterdings uniformiert, erlaubt sie in ihren Variationen die individuelle Hervorhebung. ‚To be like‘: wer Mode trägt, unterwirft sich damit einer Norm, die für viele gilt - für die Mitglieder einer bestimmten Gruppe oder, da Moden häufig gruppenübergreifend sind, auch darüber hinaus. Genauer gesagt handelt es sich um einen mehrstufigen Vorgang: in der Mode erfährt der oder die Einzelne sich selbst in (oft kleiner) Differenz zur Gruppe und gleichzeitig in Übereinstimmung mit ihr; sie oder er erfährt die Gruppe aber auch als unterschieden von der übrigen Gesellschaft und doch teilweise mit ihr übereinstimmend: „Die Mode ... bietet wegen ihrer eigentümlichen Struktur ein Sich-abheben, das immer als angemessen empfunden wird“³⁴. Bei diesem Vorgang trägt die auf (relative) Dauer gestellte Grundform einer Mode die Gefühle der Übereinstimmung, der auf dieser Grundlage sich vollziehende Wechsel ermöglicht Unterscheidung und Ausgrenzung.

Besondere Bedeutung wächst der Dialektik von Dauer und Wechsel dadurch zu, daß mit der Mode heute ein Gleichheitsanspruch verbunden ist. Mode ist, so heißt es, für alle da. Diese egalitäre Ideologie wird aufrechterhalten, obwohl es noch immer ausgeprägte Luxusmoden gibt, die nur für einen verschwindenden Bruchteil der Bevölkerung zugänglich sind. Sie kann aufrechterhalten werden, weil sich die Mode zu einem gradualistischen System entwickelt hat, das die noch immer vorhandenen Barrieren übertüncht und den Anschein allgemeiner Zugänglichkeit erweckt. Die Moden sind im allgemeinen - in ihren simpelsten wie in ihren luxuriösesten Ausformungen - einem auf Dauer gestellten Formtypus zugeordnet, der tatsächlich für (fast) alle erreichbar ist: Maximode läßt sich auch mit billigen Kunstfaserstoffen verwirklichen, Webpelze fügen sich den Pelzmoden an oder ein, und in der

³² Vgl. das Kapitel „Dinge als Zeichen“ in: Konrad Köstlin, Hermann Bausinger (Hg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. Regensburg 1983, S. 213-303.

³³ The Psychology of Clothes. London 1950, S. 140.

³⁴ Georg Simmel: Philosophie der Mode. Berlin 1905, S.28.

Schmuckmode bietet sich der Modeschmuck als Surrogat an. Im Rahmen des Typus sickern bestimmte Modeelemente von oben nach unten³⁵; die relative Dauer der Mode erlaubt diesen Prozeß. Teilweise allerdings hat sich das Verhältnis zwischen längerfristigen und kurzfristigen Verwirklichungen der Mode im Vergleich mit früheren Zeiten sozial umgekehrt: während die gehobenen Schichten länger bei einer soliden Ausformung des Typus verbleiben (und aufgrund der besseren Qualität verbleiben *können*), suchen die unteren Schichten die vorgeschriebene¹ Mode in rasch wechselnden Anläufen und in greller Form zu verwirklichen³⁶.

Ausblick

Georg Simmel hat in seiner „Philosophie der Mode“ (noch immer die wohl differenzierteste Schrift zu dem Thema!) die Mode „eine Sozialform von bewundernswürdiger Zweckmäßigkeit“ genannt³⁷. Bei solchen Äußerungen mag der Verdacht aufkommen, daß durch die Konstruktion sinnvoller Bezüge das Wirkliche auf Teufel-komm-raus vernünftig gemacht wird, während ja doch ein Phänomen wie die Mode sehr wohl auch durch seine Unvernunft charakterisiert werden könnte. Aber es geht nicht um den Maßstab von Vernunft oder Unvernunft, sondern darum zu zeigen, wie eine so komplexe Erscheinung in unserer Gesellschaft funktioniert. Richtig ist allerdings, daß solche generellen Erörterungen auf eine Ergänzung durch historische und empirische Studien drängen.

Auch diese Einleitungsskizze zum Phänomen der Dauer im Wechsel ist allgemeiner Art. Sie gilt für alle Bereiche, in denen die Mode einen festen Platz hat und in einzigem Umfang traditionsbildend wirkt. Sie gilt auch für Jeans, und sie ist gewissermaßen ‚aus Anlaß der Jeans‘ niedergeschrieben; sie bietet ein Interpretationsmuster an, das zumindest für einige Erscheinungen und Verlaufsformen der Jeans-Geschichte nützlich sein mag. Aber sie ist nicht auf Jeans zugeschnitten. Die folgenden Materialien und Abhandlungen dagegen konzentrieren sich darauf und werden konkret.

Bernard Barber und Lyle S. Lobel sprechen von einem „trickle down pattern“ („Fashion“ in *Women's Clothes and the American Social System*. In: Reinhard Bendix, Seymour Martin Lipset [Hg.]: *Class, Status and Power*. Glencoe 1953, S.323-332; hier S.327. - Zur Kritik an der Trickle-down-Theorie vgl. H. Giffhorn (wie Anm. 3),S.94f.

Ulrike Prokop stellt dies, vor allem aufgrund nordamerikanischer Untersuchungen, für Frauen fest: Angehörige der Mittelschicht bevorzugen den „natural look“, während die Unterschichtsangehörigen in ihren modischen Attributen wesentlich dicker auftragen. (*Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche*. Frankfurt a.M. 1976, S. 123-126).

G. Simmel (wie Anm. 34), S. 30.

Den Ausgangspunkt bildet eine Kontroverse, die von einem in unserem Tübinger Pressedienst „haspel-press“ veröffentlichten Zeitungsartikel ausgelöst wurde. Sie reißt Probleme an, sie zeigt, daß es offene Fragen in diesem Bereich gibt, und sie steckt das Feld ab für die beiden folgenden historischen Studien, von denen die eine die amerikanische, die andere die deutsche Geschichte der Jeans nachzeichnet.

Wir danken Wolfgang Brückner und den anderen Beiträgern für die Möglichkeit des Wiederabdrucks der Artikel aus den „Bayerischen Blättern für Volkskunde“, und wir danken Elke Dettmer und Wolf-Dieter Könenkamp für die Ausarbeitung und Überlassung ihrer Abhandlungen.